

Phänomene des Wandels : wozu Heilpädagogik und Sozialtherapie herausgefordert sind [Angelika Gäch]

Autor(en): **Rizzi, Elisabeth**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Curaviva : Fachzeitschrift**

Band (Jahr): **76 (2005)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchtipps: Heilpädagogik und Sozialpädagogik im Umbruch

Der Mensch steht nicht mehr isoliert im Zentrum

■ Elisabeth Rizzi

Das Menschenbild hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert. Behinderung meint nicht mehr die Fokussierung auf Defizite. Für Heilpädagogik und Sozialtherapie bedeutet der Paradigmenwechsel eine Neuausrichtung des Berufsbildes. Das Buch «Phänomene des Wandels» reflektiert diesen Prozess.

Was heisst eigentlich «Behinderung»? Früher, vor gar nicht allzu langer Zeit, galt als Behinderung: eine Beeinträchtigung der psychologischen, physiologischen oder anatomischen Struktur und Funktion, eine Störung einer üblichen Fähigkeit oder Fertigkeit des Menschen, eine soziale Benachteiligung aufgrund einer Störung, die eine als normal angesehene Rolle einschränkt oder unmöglich macht. So definierte die 1980 von der WHO herausgegebene «International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps» den Begriff. Es ist eine Beschreibung von Mängeln, von Defiziten, von Schädigung. Und es ist eine Betrachtung, die rückwärts gerichtet ist. Sie dient nicht zur Förderung der Zukunft einer behinderten Person.

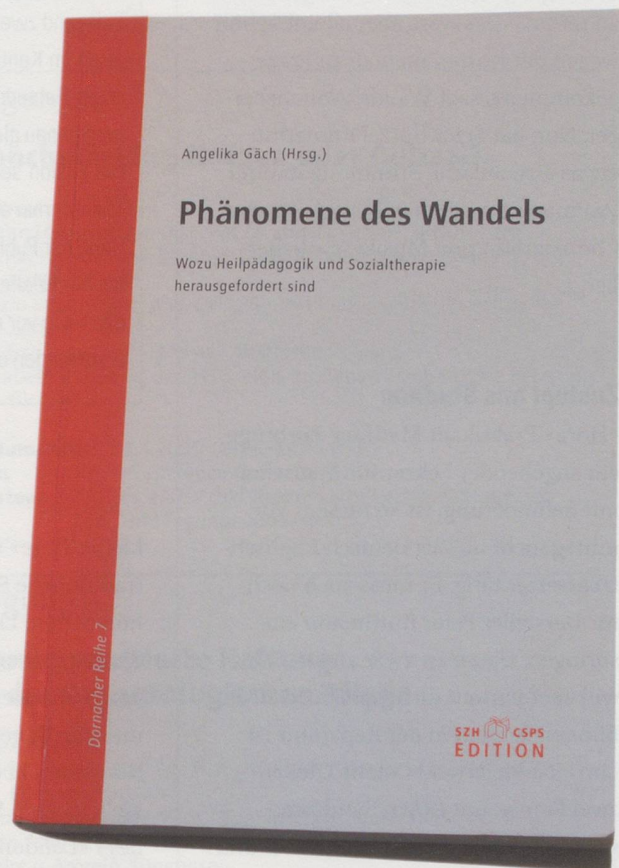
Behinderungsbegriff im Wandel

Im Laufe der letzten 25 Jahre hat sich das Verständnis einer Behinderung fundamental gewandelt. Dies erkennt Hartmut Sautter in seinem Aufsatz «Behinderungsbegriff und diagnosti-

ches Handeln» im neu erschienenen Buch «Phänomene des Wandels, wozu Heilpädagogik und Sozialtherapie herausgefordert sind.» Er schreibt: «Nicht mehr steht der Mensch mit Behinderung isoliert im Zentrum der Betrachtung, sondern es werden verstärkt die Lebenszusammenhänge, in denen der Mensch mit Behinderung steht, als die Behinderung mitkonstruierend in den Blick genommen.» Und nicht mehr nur die Schwächen des Menschen würden in den Vordergrund gerückt, sondern die Stärken. So definiert die neue Lesart der WHO seit 1999 Behinderung zwar weiterhin als Beeinträchtigung einer physiologischen, anatomischen oder psychologischen Struktur. Doch erweitert sie die Beschreibung um die

Aspekte «activity»: Durchführung einer Aufgabe oder Tätigkeit durch eine Person; und «participation»: Teilnahme oder Teilhabe einer Person in einem Lebensbereich. Für die Diagnostik habe dies entscheidende Konsequenzen, folgert Sautter. Statt der «Verurteilung» eines Men-

schen auf eine defizitorientierte Betrachtungsweise ginge es immer stärker um die Reflexion adäquater Förderziele und Fördermöglichkeiten. «Diagnostische Vorgehensweisen haben sich allmählich von den Ansät-



zen traditioneller psychiatrischer, medizinischer und psychologischer Diagnostik entfernt und stärker in Richtung Kind und Lernprozess modifiziert, sich somit zu einer Förderdiagnostik entwickelt, die sich an den Möglichkeiten, Problemen und Bedürfnissen des in Not geratenen

Kindes orientiert», schreibt Thomas Maschke im gleichen Buch.

Euthanasie wieder salonfähig

Doch gleichzeitig gibt es auch die andere Seite. «Schwerstbehinderte Mitmenschen sind von einer neuen Behindertenfeindlichkeit und einer gesellschaftlichen Verwertungs- und Brauchbarkeitsmentalität schon offen bedroht», warnt Ferdinand Klein. In einer Gesellschaft, in der das Glück des Einzelnen oberste Priorität habe, werde das menschliche Leid ausgeklammert. Klein spricht gar von einem neuen Sozialdarwinismus, in welchem die Euthanasiedebatte neutraler, kälter und brutaler geführt werde als in den schlimmsten Zeiten der Naziherrschaft.

Eine besondere Gefahr und Herausforderung für die Zukunft sieht der Autor in der Humangenetik mit ihrer Möglichkeit, den Menschen nach einem Ideal zu formen. «Was bedeutet das für den Pädagogen, wenn die Person nicht mehr gefasst werden kann? Welchen Sinn haben dann Erziehen, Beraten und Begleiten?», fragt er.

Heilpädagogik benötige ein tragfähiges und zukunftsgerichtetes Paradigma, fordert Klein. Den Schlüssel hierzu sieht er in einer «wissenschaftlich begründeten inter-subjektiv geteilten Wir-Perspektive». Was heisst das? Menschenwürde verweist nicht auf eine Eigenschaft, die der Einzelne von Natur aus hat, sondern sie basiert auf moralischem Verhalten. Das bedeutet mit einem Zitat des Philosophen Jürgen Habermas: «Das individuelle Selbst entsteht auf dem sozialen Weg der Entäusserung und kann sich nur im Netzwerk intakter Anerkennungsverhältnisse stabilisieren.» Demnach soll kein Mensch von der Gesellschaft ausgeschlossen werden, und es sollen alle Individuen gemeinsam zu einer Wertorientierung gelangen.

Auch der Therapeut lernt

Wohin das führen kann, zeigen Maximilian Buchka und Andreas Fischer. Es müsse gestattet sein, dass auch der Schüler den Lehrer belehrt, der Patient den Arzt behandelt, der Gläubige sich um die Seele des Pfarrers sorgt oder eben ein Behinderter seinem Betreuer hilft, die Welt und sein Leben unter einer erweiterten Perspektive zu gestalten, fordern sie. Der Heilpädagoge oder Sozialtherapeut wird unter diesen Vorzeichen zu einem kooperativen Lernpartner, zu einem Begleitenden. Und diese Begleitung hat zum Leitziel, Hilfe zur Selbstbestimmung zu leisten.

«In der Begleitung treten zwei Menschen miteinander in einen Dialog, der die Grundlage für den gemeinsamen interaktionalen Entwicklungsprozess darstellt; das bedeutet, dass jeder seine Individualität am anderen entwickelt», glauben die Autoren. Dies bedeutet ein neues Rollenverständnis von der Seite der Betreuenden. Es ist einerseits wie oben erwähnt ein förderndes Verständnis. Aber es ist auch ein Verständnis, das auf Unabwägbarkeiten beruht und die eigene Person des Betreuers mit einschliesst. Es erfordert «das Bewusstsein, dass man in jedem agogischen Prozess Mitgestalter und Mitbeteiligter ist und für die daraus sich ergebenden Konsequenzen der Selbsterziehung.» Der Betreuer ist nicht mehr der Retter des Behinderten, sondern dessen Assistent.

Vom Einzelfall zur Sozialpolitik

Durch diese neue Sichtweise müsse die Ethik in der Heilpädagogik einen ganz anderen Stellenwert erhalten, so Christian Lindmeier. Heilpädagogik müsse als angewandte Ethik betrieben werden und die ethische Reflexion ins Zentrum der Überlegungen rücken. Dieser Forderung kommt Maximilian Buchka in seinem Aufsatz «Phänomene des Wandels – Der Prozess der Weiterentwicklung von der Sozialthe-

rapie zur Sozialagogik» nach. Dieser grenzt zwar die Sozialtherapie von der Heilpädagogik ab, baut jedoch ein metaphysisches Gedankengebäude, um den Begriff reflektierend einzugrenzen.

Die Sozialtherapie entstand Mitte des 19. Jahrhunderts und diente zur Begleitung von psychiatrischen Patienten bei der Wiederintegration in ihr familiäres und gesellschaftliches Umfeld. Inzwischen gilt sie als oft einzige Heilungsmethode, wenn herkömmliche Therapien versagen, um die schädigenden Faktoren der sozialen Umwelt des Patienten zu beeinflussen. In diesem Sinn hat sich die Sozialtherapie vom klassischen individuellen Krankheitsfall gelöst und arbeitet präventiv, sozialpolitisch, sozialökologisch und sozialsystemisch. Sie grenzt sich ab von der Heilpädagogik, indem sie nicht erziehend in die Entwicklung eines Menschen einzugreifen versucht, sondern indem sie «Bedingungen herstellt, in denen sich das weitere Schicksal des Erwachsenen entfalten kann, indem die Ich-Kräfte im sozialen Zusammenhang gestärkt werden».

Buchka lehnt sich für die Betätigungsfelder der Sozialtherapie an die «Dreigliedrigkeit des sozialen Organismus» von Rudolf Steiner an. Diese beinhaltet die Teilnahme am Wirtschaftsleben durch Arbeit, die Teilnahme am Rechtsleben durch Menschlich-Soziales und die Teilnahme am Geistesleben durch religiöse und kulturelle Aktivitäten. Es geht somit um individuelle Hilfe im sozialen Kontext, die dialogisch und partnerschaftlich ausgerichtet wird. Die von Lindmeier geforderte ethische Reflexion wird zudem durch einen dreiteiligen, theoretischen Überbau gewährleistet. ■